

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1887

38 (13.2.1887)

Beilage zu Nr. 38 der Karlsruher Zeitung.

Sonntag, 13. Februar 1887.

Zur Sprachenfrage in Oesterreich.

Wien, 10. Febr. Der Sprachenausschuß des Abgeordnetenhauses, der an der Lösung der brennendsten aller inneren Fragen zu arbeiten hat, ist jetzt schon so lange beisammen, daß das Interesse an ihm und seiner hochwichtigen Thätigkeit zu erlahmen droht. Aber mit Unrecht, denn, wie auch das Ergebnis sich stellen mag, im Staate ist er der Sammel- und Brennpunkt aller der Momente, welche die Lösung jener Frage beeinflussen. Es handelt sich bekanntlich darum, den Sprachen-Frieden herzustellen und, wenigstens vorerst auf dem Gebiete der Verwaltung, die Geltung der verschiedenen Idiome, der deutschen Sprache und der einzelnen Landessprachen, endlich fest abzugrenzen, thätlich gegebene Verhältnisse, Verordnungen und Gesetze zu einem die Forderungen und Rechte aller einzelnen Stämme verbindenden und sie alle befriedigenden Ganzen, und zwar im Wege der allgemeinen Gesetzgebung zu verbinden. Noch ist die Hoffnung des Gelingens keine sehr große; die Majorität nimmt nicht bloß jeden von den Gegnern herrührenden Antrag mit Mißtrauen an, sondern sie gönnt ihnen auch die Genugthuung nicht, die für sie schon darin liegen würde, daß sie sich überhaupt auf den Boden ihrer Anträge stellt; die Opposition aber, statt daß sie versucht, einem solchen Mißtrauen zu begegnen, sucht es nur noch mehr an, weil sie die Sprachenfrage wesentlich deshalb urgirt, um einen trennenden Keil in die Reihen der Majorität hineinzutreiben. Leidenschaft und Hintergedanken erschweren jede Verständigung über einen Antrag, der freilich den Bestzustand der deutschen Sprache in der Verwaltung voll wahren, aber auch den verschiedenen Landessprachen diejenige Entwicklung und Anerkennung verbürgen will, welche durch den Charakter der österreichischen Monarchie bedingt und geboten ist.

Daraus macht sich niemand ein Fehl, daß nicht daran zu denken, die Majorität werde die Anträge der Opposition ihrem ganzen Inhalt nach sich aneignen, und die slavischen Parteien werden sich niemals herbeilassen, die ihrer nationalen Dogmatik entgegenlaufenden Prinzipien zu acceptiren. Aber alle besonnenen und patriotischen Männer hoffen und wünschen, daß der Antrag wenigstens zur parlamentarischen Erörterung gelangen und nicht etwa durch den Uebergang zur Tagesordnung beseitigt werde; bleibt es doch der Majorität unbenommen, auch ihrerseits eine Lösung der Frage zu formuliren, und damit wäre wenigstens zunächst eine feste Grundlage für die weitere parlamentarische Behandlung geschaffen. Man wird es der Majorität nicht verübeln können, daß sie die deutsche Sprache nicht formell zur Staatsprache erheben will, aber sie wird sich der Pflicht nicht entziehen dürfen, parlamentarisch die Lösung einer Frage zu versuchen, die, als es noch keinen Parlamentarismus gab, gelöst werden konnte; das hiesse die Parlamentarismus niedriger stellen, als das absolute Regiment. Den Ausschlag geben ausschließlich das reale Staatsbedürfnis und dieses Staatsbedürfnis darf man nicht nach kleinen Mustern messen und nach der Schablone zimmern. Oesterreich mit seinen nach Millionen zählenden Einzelrasen und mit seinen großen geschichtlichen Grundlagen ist denn doch ein anderer Staat und will deshalb anders konstruirt sein als — beispielsweise — das kleine Belgien und die noch kleinere Schweiz.

Zeitungsstimmen.

Eine treffliche Erörterung knüpft die „Staatsbürger-Zeitung“ an das jetzt veröffentlichte erste Schreiben des Kardinals Jacobini an den päpstlichen Nuntius in München. Das Schreiben führt die heuchlerisch zur Schau getragene „Fürcht“ der deutschfreisinnigen Presse, als läge in dem von dem Papste ausgedrückten Wunsche eine für die politische Selbständigkeit Deutschlands gefährliche Einmischung in die innere Politik desselben, auf das richtige Maß zurück. Von einem Gange nach Canossa könne nach diesem Schreiben nur noch Böswilligkeit sprechen. „Fürst Bismarck“ führt sie weiter aus, „schon seit längerer Zeit entschlossen, dem religiösen Hader, der die geistliche Entwicklung unseres deutschen Vaterlandes in verderblicher Weise hemmt, ein Ende zu machen — soweit dies eben durch gegenseitige Verständigung mit dem Vatikan möglich wäre —, und hierin durch das Entgegenkommen des Papstes unterstützt, sieht den Moment gekommen, wo Deutschland sich mit aller Kraft wappnen muß, um gegen den seinen Frieden bedrohenden äußeren Feind gerüstet zu sein und diesen durch die Gewalt seines Auftretens zu zwingen, Friede zu halten. Bei seinen Bemühungen, die Weisheit des Landes dementsprechend zu erhöhen und sicher zu stellen, stößt er auf den Widerstand der Majorität im Reichstage, zu welcher letzterer auch die zahlreiche Zentrumsparthei gehört. In seiner Beforgnis um das Wohl des Vaterlandes und die Erhaltung des Weltfriedens benutzt er die zwischen hier und Rom schwebenden Verhandlungen, um als eine Bedingung für die geistliche Weiterentwicklung derselben dem Papste an's Herz zu legen, seinen thätlich bestehenden Einfluß auf das Zentrum dahin zu verwenden, die Mitglieder des letzteren günstig für das Septennat zu stimmen. Der Papst thut dies, seinem Prinzip gemäß: in politischen Fragen seinen direkten Einfluß auf das Zentrum zu üben, in Form eines Wunsches mit einem gleichzeitigen Appell an den Patriotismus der Zentrumsmitglieder, in dem er dieselben darauf aufmerksam macht, daß ein gegen das Septennat feindliches Verhalten seitens derselben als unpatriotisch betrachtet werden würde, wogegen das Zentrum sich durch eine Begünstigung des Septennats sehr verdient um das Vaterland machen würde, wenn es infolge dessen gelingen sollte, die Gefahr eines neuen Krieges zu beseitigen.“ Das Fürst Bismarck bezüglich zur Majorität des Reichstags gesprochen, und daß die wohlgemeinte Mahnung des Papstes ebenso an den anderweitigen Interessen, welche das Zentrum verfolgt, scheiterte, — das muß jedes Deutsche Herz mit tiefer Kummerfülle erfüllen und schwere Sorge um die Zukunft des kaum geeinten Deutschen Reiches in ihm erwecken! Können wir uns denn gar nicht los machen von dem alten deutschen Fehler: Zwist und Hader in die eigenen Reihen zu säen? Muß der Stein des Jansen denn immer von neuem zwischen uns geworfen werden, daß wir uns selbst vernichten? Und nun gar den Spieß umdrehen zu wollen, von einem Gange nach Canossa zu sprechen, ein Hohngeheiß zu erheben wo es klar zu Tage liegt, daß die besten Männer Deutschlands in banger Sorge der nächsten Zukunft des Vaterlandes entgegensehen, das ist undeutsch, das ist eine Schmach, die mit blutigen Thränen nicht abzuwaschen ist. Vor der Gewalt dieser Erkenntnis sollte man meinen, müßte endlich das widerliche Geseul der ganzen gegen die Regierung anbellenden Oppositionsrente verstummen. Sprechen solche Thatsachen keine verständliche Sprache zum Herzen des deutschen Volkes, dann mag man allerdings an der Emsicht desselben verzweifeln, dann gibt es sich selbst den Dämonen Preis, welche es an den Abgrund führen. Möge der Genius Deutschlands unser theueres Vaterland vor dem äußersten bewahren! Seinen Eindruck auf die katholische Wählerchaft dürfte die unabweisbare Sprache dieses Schriftstücks noch weniger verfehlen, als die des zuerst veröffentlichten zweiten Briefes.

„Krieg oder Frieden.“ Mit diesem Entweder-Oder, schreibt der „Schwäbische Merkur“, müssen diesmal die deutsch und faulerlich gesinnten Männer in den Wahlkampf ziehen, von dem Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit für diese Lebensfrage getrieben, möge kein friedlicher Mann der Urne fern

bleiben! Kein Anhänger des Zentrums, kein Demokrat, ja kein Sozialdemokrat glaubt es, daß in drei Jahren der Rachebuh des französischen Volkes von selbst sich gehoben habe. Sie wissen es wohl, daß den Schülern das Wort revanche an die Nügel geheset wird... Sie wissen es, daß die Friedensziffer des französischen Heeres seit 1870 um nahezu das Doppelte, die Kriegsstärke um das Dreifache sich vermehrt hat. Sie wissen es, daß unser friedfertiger Kaiser nicht zum Angriff, sondern nur zur nothgedrungenen Verteidigung die Verstärkung des Heeres fordert, daß wir auch mit den Neubildungen hinter der Friedens- und Kriegsstärke unserer Nachbarn zurückbleiben. Und dennoch wird bis zum Ueberdruß, um Richter's kriegerische Weisheit glänzen zu lassen, an den Einzelheiten genörgelt... Wie haben die Franzosen gejauchet über die Niederlage Bismarck's! Welche Volung liegt für das leidenschaftliche Volk in seiner Rachegeuth, über das uneinige Reich herzufallen, wie es schon einmal auf die süddeutschen Verbündeten im Jahre 1870 gerechnet hat. Um nichts Geringeres handelt es sich, als um Krieg oder Frieden im Innern und im Außen unseres Volkslebens. Es ist die diesmalige Entscheidung die wichtigste seit dem Bestehen des Reichs. Darum jeder Mann an die Urne und Stimme für den Frieden!

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: „Unsere „patriotische“ Presse kann nicht genug Wit und Scharfsinn aufbieten, um die politischen Beunruhigungen, unter denen die Welt leidet, als „Wahlmanöver der „Offiziösen“ zu erweisen. Angesichts dieser Leistungen kann man wohl auf die Erklärungen gespannt sein, welche diese Blätter ihrem Publikum zu der Thatsache bieten werden, daß die französische Deputirtenkammer am Dienstag außerordentliche militärische Kredite im Betrag von 116 Millionen Francs, und zwar 86 Millionen für das Landheer, 30 Millionen für die Marine, ohne jegliche Debatte genehmigt hat. Es sollte uns nicht wundern, wenn die Sophistik des „Berl. Tageblatt“ und Genossen es fertig brächte, ihren Lesern einzureden, daß das Votum der französischen Kammer ebenfalls nur ein Wahlmanöver der deutschen Offiziösen sei, und noch weniger erkannt würden wir sein, unter den Kunden dieser geistigen Garküche Leute zu finden, welche auch diesen Unsinn gläubig hinnehmten. Ueber den Zuegang, der sich in Paris selbst an das vorerzählte Kammervotum knüpft, berichtet zunächst das folgende Telegramm der „National-Zeitung“: „Die einstimmige, lautlose Annahme des Kredits Voulangier wird natürlich als die patriotische That der Kammer gefeiert, aber die Journale bemühen sich gleichzeitig, nachzuweisen, daß sie keinesfalls ein beunruhigendes Symptom sei, schon weil die Vorlage eingebracht worden, lange bevor die augenblickliche Situation eingetreten sei. „Gaulois“ will wissen, „Goblet habe gestern Morgen in der Budgetkommission unter anderen Gründen gegen den Antrag auf Vertagung angeführt, daß er dann in der Kammer das Wort ergreifen müsse, um Erklärungen abzugeben, welche die Kammer sicherlich befriedigen werden, aber möglicherweise im Auslande als ungenügend angesehen werden und eine „demande d'explications“ zur Folge haben könnten. Außerdem wird gemeldet, Florens werde bezüglich der Kredite ein Zirkular an die französischen Vertreter senden.“

Rohseid. Bastkleider (ganz Seide) M. 16.80
p. Stoff zur kompl. Robe, sowie M. 22.80, 28.—, 34.—, 42.—, 47.50 nadelfertig.

Seiden-Examine u. seid. Grenadines, schwarz u. farbig (auch alle Lichtfarben) M. 1.55 p. Met. bis M. 14.80 (in 12 versch. Qual.) versch. robenweise tollfrei in's Haus das Seidenfabrik-Depot **G. Henneberg** (K. u. K. Hofliefer.) Zürich. Muster umgehend. Briefe kosten 20 Pf. Porto.

Loeslund's Kindermilch.

aus Alpenmilch und Weizen-Extrakt, gibt nur mit Wasser verdünnt, die kräftigste und leichtverdaulichste Nahrung, bei der die Kinder von der Geburt an sehr gut gedeihen; bei Darmkatarrh besonders zu empfehlen. M. 1.20 per Büchse in den Apotheken, en gros von Ed. Loeslund in Stuttgart.

Fest im Sturm.

Erzählung vom Nordseestrand.

Von A. Lüttsburg.

(Fortsetzung.)

Weder die Bewohner des Herrenhauses noch die Dorfbewohner hatten jemals diese Stürme befürchtet. Der alte Amtmann überwachte stets persönlich die Deiche und sorgte sich nicht darum, ob die Aufbesserungen jährlich Tausende verschlangen. Ihm war das Wasser kein Feind, sondern ein Freund gewesen. Er brachte ihm große Opfer, dafür vergrößerte und verbesserte dieses den zu Westerbussen gehörigen Grund und Boden durch Anwerfen von Schlamm und hatte den Werth desselben im Laufe der letzten 10 Jahre um das Doppelte erhöht. Kurz vor seinem Tode hatte er davon gesprochen, die neugewonnene „Folde“ mit einem Deich zu umgeben und auf diese Weise das Wasser zu hindern, ihm in einer heimtückischen Raune das wieder zu nehmen, was es dem Besitzer von Westerbussen großmüthig geschenkt.

Wilhelm war selber über diese Dinge vollständig in Unkenntnis geblieben. Früher war er gewöhnlich im Hochsommer zum Besuch nach Westerbussen gekommen. Das Meer lag dann einer spiegelglatten Fläche gleich im Sonnenschein vor ihm und nur ein leiser Wellen hatte angenehm die Hitze gemildert. Daß es nicht immer so war, wußte er freilich, doch ahnte er nichts von den eigentlichen Schrecken des empörten Elementes. So war seine Ruhe, die er zeigte, als ihm eines Morgens der Verwalter die Meldung machte, daß die letzte Fluth das Wasser bis an die Mitte des Deiches gebracht habe und die bevorstehende Springfluth noch größere Mengen herbeiführen werde, keineswegs eine erkünstelte, und die Aufregung, welche den erfahrenen Mann beherrschte, entlockte ihm nur ein Lächeln.

Es war in den ersten Tagen des März, als Wilhelm mit dem Verwalter, dem durch den vorrückenden Rhein die Beaufsichtigung des Gutes auf weitere sechs Jahre übertragen war, den Aufendeh entlang schritt, um sich von demselben gefährdete Stellen zeigen zu lassen. Weiter unten wurde mit großem Eifer

gearbeitet. Selbst Frauen und Kinder verrichteten Handlangerdienste und schlepten Gerätschaften und Gestrüpp herbei, um die Zeit der Ebbe zu benutzen.

Die Rückkehr der Fluth würde zweifellos schneller, als man berechnen konnte, erfolgen, da die Ebbe das Wasser noch auf gewöhnlicher Fluthhöhe erhalten hatte.

Ein Mann, dessen robuster Körperbau ihn allerdings auch dazu befähigte, that es Allen in der Arbeit zuvor. Er überragte seine Genossen um Kopfeshöhe und ein starker, rother Bart, sein ruhiges Gesicht gaben ihm in diesem Augenblick, wo der Schweiß in hellen Tropfen von seiner Stirn rann, ein etwas verwildertes Aussehen. Aber in seinen gutmüthigen Augen glänzte die frohe Arbeitslust, und als der Wind jetzt abwärts heulend daher fuhr, griff er auch wieder zu seinem Spaten und begann mit frischer Kraft zu arbeiten.

Inzwischen hatte sich der junge Herr mit dem Verwalter der gefährdeten Stelle genähert und letzterer machte die Bemerkung, daß bei so tüchtiger Arbeit, wie die Leute sie seit frühem Morgen gethan, die Gefahr für dieses Jahr hoffentlich beseitigt werde.

In demselben Augenblick, als beide Männer sich den arbeitenden Leuten näherten, kam von der andern Seite eine junge hübsche Frau mit einem Kinde auf dem Arm, in der Hand ein irdenes Gefäß tragend. Sie näherte sich dem Rothbart, der bei einem Auffauschen des Kindes den Spaten von sich warf und den kommenden entgegenlief. Er nahm das Kind auf den Arm, hob es hoch in die Luft und drückte dann einen Kuß auf den kleinen rothen Mund.

„Gut, daß Du kommst, Dorth, nun spür' ich's! Zwölf Stunden nichts im Leibe taugt nicht für unsereinen!“

Er nahm der jungen Frau das irdene Gefäß aus der Hand, ließ sich auf einen Stein nieder und begann zu essen. Der Mann war hungrig; er fand nicht einmal Zeit, ein Wort mit seiner Frau zu sprechen, noch theilte er, wie sonst, mit dem Kinde, das jetzt neben ihm stand und verwundert auf den Vater blickte, der sich nicht mit ihm beschäftigte.

„De, Rüdiger, ich meine, über die Gefahr da könntet Ihr einmal Euren Magen vergessen,“ tönte plötzlich die Stimme des

jungen Gutsheeren dicht neben ihm. „Aber das ist's,“ fügte er spöttisch und mit einem verächtlichen Aufwerfen der Oberlippe hinzu, indem er sich dem Verwalter wieder zuwandte, „todte Maschinen, die den Dienst verlassen, wenn der Magen nicht gefüllt ist. Menschen ohne Moral.“

Er wollte weiter gehen, aber da fiel das irdene Gefäß klirrend auf den Stein und in tausend Stücke. Rüdiger stand hochaufgerichtet vor dem Manne, der es gewagt, ihm eine unverdiente Beleidigung in das Gesicht zu schleudern.

„Herr, soll ich etwa damit gemeint sein?“ kam es von seinen Lippen. „Ihr wißt wohl nicht, was es heißt, hier an dieser Stelle zwölf Stunden, ohne einen Bissen im Leibe, zu arbeiten, und ich meine —“ er sah sich im Kreise der Bauern und Arbeiter um — „ich hab's verdient, daß ich jetzt daran denken kann, mich zu stärken.“

Unter den Leuten entstand eine Bewegung. „Der Rüdiger ist seit ein Uhr heute Morgen am Plage“, wagte Einer zu sagen.

„Ohne seine Wachsamkeit wäre wohl diese Nacht dem Herrenhaus was Schlimmes passiert“, fügte ein Anderer hinzu.

Dem jungen Gutsheeren war dieser Widerspruch von seinen Leuten etwas Unerhörtes. Eine heftige Entgegnung schwebte ihm auf der Zunge, aber ihm blieb dazu keine Zeit. Die drohenden Wolken, welche den Himmel bedeckten, hatten sich dichter und dichter zu einer übereinander geschichteten grauen, schwärzlichen und fahlen Masse, die sich nur verderbenbringend entwirren konnte, zusammengeballt. Das Brausen, Gurgeln und Zischen des sich aus der Ferne heranwälzenden Wassers weckte schlimme Befürchtungen und die Arbeit wurde mit großem Eifer und ohne Verlust eines weiteren Wortes fortgesetzt.

Nur Schmier Rüdiger hatte noch einige Augenblicke regungslos gestanden. Dann schüttelte er plötzlich mit dem Kopf, ein halb spöttisches, halb verächtliches Lächeln glitt über sein härtiges Antlitz, indem er den jungen Herrn von unten bis oben ansah. „Nimm das Kind, Dorth, und geh' heim!“ schrie er noch seinem jungen Weibe zu. „Es kann schlimm werden!“

(Fortsetzung folgt.)

